

Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Band: 48 (1940)

Heft: 26

Artikel: Über Kriegsseuchen [Fortsetzung]

Autor: Munz

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-973065>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mit sich schleppen, hilfsbereiten Händen zu überlassen. Scheu klettern sie hinter den Müttern in die Postwagen.

Eine Grossmutter hält ihre vier kleinen Enkelkinder an den Kleiderzipfeln beisammen. Eine Mutter schiebt acht Kinder vor sich her; ihr neuntes trägt sie auf dem Arm. Dann kommt eine Mutter mit sieben Kindern. Noch eine mit ebenso grossem Anhang. Die vielen Kinder! Und überall baumelt an den kleinen Rücken die starre Röhre des Gas-maskenbehälters und auf der Brust ein rundes Nummernschild. Junge Burschen rücken nach, wahrscheinlich Arbeiter. Dann Männer in der Uniform der französischen Bahnbeamten. Nonnen, Krankenschwestern! Alle sind verstört und sehr still. Kein Erzählen, kein Klagen, kein Weinen! Auch kein Kinderlachen; denn die Kleinen haben verstanden, dass Grauenhaftes geschehen ist. Mit gedämpfter Stimme geben die Luftschutzleute ihre Befehle. Tiefe Bewegung und Achtung vor dem stummen Leid erfüllt alle, die hier helfend den Flüchtlingen zur Seite stehen.

Während sich Postwagen nach Postwagen füllt und der nachdrängende Menschenzug immer kürzer wird, herrscht auf der von Samariterinnen vorbereiteten Ersten Hilfstation rege Tätigkeit. Ein Arzt untersucht die eiternde Stirnwunde eines Kindes. Kriegsverletzung? Nein! «*André a du mauvais sang*», erklärte die Mutter.

Auf dem Feldbett liegt eine blasse junge Frau und yimmert. Eine Samariterin stützt ihr den Kopf und flösst ihr ein Getränk zwischen die Lippen. Eine Fluchtgenossin steht daneben und erzählt: «Sie jammert nach ihrem Kind. Als wir so plötzlich fliehen mussten, brach die Frau zusammen. Wir haben sie aufgehoben und mit uns genommen. Später hat sie nach ihrem Kind gefragt. Ein Kind? Wir wussten nichts von ihrem Kind. Es ist nun allein im Heimatort zurückgeblieben. *Pauvre femme!*»

Ein Greis badet den verletzten Fuss in einer desinfizierenden Lösung; dann verbindet ihm eine Samariterin die Wunde. In einer Ecke des Raumes steht ein grosser Wickeltisch; auf diesem werden Säuglinge gewaschen und in saubere Windeln gelegt. Leidende Frauen bitten um schmerzstillende Mittel. Die Samariterinnen walten in ruhiger Fräulichkeit, trösten, verbinden, verschenken warmes Lächeln, legen beschwichtigende Hände auf zitternde Arme, weisen auf das rote Kreuz auf der weissen Schürze, wenn die Unglücklichen bewegt den Dank stammeln. — Schliesslich tragen sie die blasse Mutter, deren Kind allein im kriegsverwüsteten Dorfe liegt, in den letzten Postwagen.

Die Offiziere ziehen sich wieder in ihr Bureau zurück. Die Samariterinnen bereiten die Hilfsstation für den nächsten Flüchtlingsstrom vor. Und die Flüchtlinge selbst? Sie rollen einem unbekanntem Ziel entgegen; doch sie wissen jetzt, dass für sie gesorgt wird. — Und während die lange Kolonne gelber Postwagen durch das Freiburgische weiterfährt, läuft schon der nächste vollgepfropfte Flüchtlingszug im Bahnhof ein

Marguerite Reinhard.

Ueber Kriegsseuchen Hptm. Munz, Rgt.-Arzt

(Fortsetzung)

Jenner hat beobachtet, dass Leute, die nicht an pockenkranken Menschen, sondern an pockenkranken Rindern sich ansteckten, selbst an einer leichteren Pockenform erkranken und dass diese Form geringere Neigung hat, von Mensch zu Mensch überzuspringen. Mit einem am pockenkranken Rind gewonnenen Impfstoff kann eine leichte Krankheit künstlich ausgelöst werden, die dem Geimpften als Belohnung für geringes Ungemach den Schutz vor schwererer, eventuell tödlicher Pockenerkrankung verleiht. Das ist der Grundgedanke jeder Impfung, die auf Jahre hinaus Schutz bieten soll: Erzeugung einer harmlosen Form der betreffenden Krankheit, um gegenüber der bösen gefeit, nicht mehr empfänglich, immun zu sein.

Die Technik der Pockenimpfung ist aus eigener Erfahrung so gut bekannt, dass ich darüber nichts zu sagen brauche. Weniger bekannt und gegenwärtig ist es dem Menschen von heute, wie segensreich sich die Entdeckung von Jenner und ihre Verbreitung seit 1796 ausgewirkt hat. Es sei mir deshalb die Anführung einiger Zahlen gestattet. 1834 wurde die Pockenimpfung in der deutschen Armee eingeführt. Im deutsch-französischen Krieg 1870/1871 zog die deutsche geimpfte Armee gegen die französische ungeimpfte. Der Vergleich der Zahlen von Pockenkranken und Pockentoten in beiden Armeen ist erstaunlich. Es erkrankten deutsche Soldaten 4991, von denen 291 starben, in Frankreich über 200'000 mit 23'400 Todesfällen.

Damals war die deutsche Zivilbevölkerung noch nicht geimpft. Sie erkrankte an Pocken in viel höherem Prozentsatz als das geimpfte Heer. Den Weltkrieg hat auch die französische Armee geimpft angetreten. Von der Westfront sind bei den Franzosen nur 28 Pockenfälle gemeldet.

Die deutschen Armeen haben im Weltkrieg zum Teil in stark pockenverseuchten Gebieten gekämpft: im Osten, im Südosten und in der Türkei. Trotzdem ist es nur zu 459 Pockenfällen gekommen und nirgends zu einer epidemischen Ausbreitung. Auch die seit 1874 geimpfte Zivilbevölkerung ist in Deutschland praktisch verschont ge-

blieben. Anders die nur mangelhaft durchgeimpfte Bevölkerung von Oesterreich-Ungarn. Hier ist nach dem ersten Rückzug aus Galizien (1914) eine Zivil-Epidemie ausgebrochen, die bis Ende 1915 bereits über 25'000, bis Mitte 1916 weitere 18'000 Fälle umfasste.

Polen ist zum Teil noch heute, war aber besonders vor dem Weltkrieg auch im Frieden mit Seuchen durchsetzt, die in Westeuropa höchstens noch als Kriegsseuchen bekannt waren. Vor allem waren die Pocken dort noch immer heimisch, zum Teil in ihren schwersten Formen. Nach der Besetzung durch die deutschen Truppen im Weltkrieg wurde die Zivilbevölkerung gründlich durchgeimpft. Diese Massnahme hat so segensreich gewirkt, dass die spätere Regierung des freigewordenen Polens 1919 die obligatorische Pockenschutzimpfung einführte. Seither sind die Pocken in Polen sehr selten geworden. Das will etwas heissen, wenn man weiss, dass allein in Warschau in den Jahren 1907—1911 noch jährlich 300—400 Menschen an Pocken zugrunde gingen. («*Der deutsche Militärarzt*», 1939, 10, 456.)

So kann eine einst furchtbare Seuche von zivilisierten Ländern heute ferngehalten werden, während sie bei wilden, ungeimpften Völkern nichts von ihrem früheren Schrecken verloren hat.

Wer diese Verhältnisse kennt, kann keinen Augenblick im Zweifel sein, wie wir uns in der Schweiz zur Impffrage zu stellen haben.

Das Verschwinden der Pocken aus der Kulturwelt hat die Aerzte mächtig angespornt, auch gegen andere Seuchen wirksame Waffen zu schmieden. Wegleitend war immer die der Natur abgelauschte Entdeckung, dass eine leichte Erkrankung im menschlichen Körper Kräfte weckt, die die Erreger der schweren Seuche im Keim erstickt. Die mächtige Entwicklung der Bakterienkunde, die Entdeckung von kleinen Lebewesen, die sicher die Erreger von Seuchen sind, die Möglichkeit, diese Lebewesen zu züchten und ausserhalb des menschlichen Körpers in beliebiger Menge zu vermehren, alle diese Errungenschaften haben zu mancher weitem Entdeckung, zu mancher segensreichen Methode zum Schutz vor ansteckender Krankheit geführt.

Der Typhus ist auch aus Westeuropa in Friedenszeiten noch nicht völlig ausgerottet. Belgien und Frankreich z. B. müssen noch als typhusverseucht gelten. So spielte gerade auf diesen Kriegsschauplätzen der Typhus im Weltkrieg eine bedeutende Rolle. Für die französische Armee war der Typhus die erste Kriegsseuche. Ich kann Ihnen nicht besser als mit Zahlen seine Bedeutung illustrieren. Die Franzosen hatten an der Westfront bis zum 1. November 1914 8191 Typhusfälle gemeldet. Dazu kamen: im November 11'793, im Dezember 14'583.

Die dritte Argonnenarmee hatte allein täglich 200 bis 250 Typhuskranke zu evakuieren. Im ganzen hatte die französische Armee 1914 bis 1918 124'991 Typhusfälle mit 15'211 Toten!

Nach dem deutschen Sanitätsbericht beträgt die entsprechende Gesamtzahl für die deutsche Armee 114'918 mit einer Sterblichkeit, die von 16,3 % im ersten Kriegsjahr auf 4,2 % im letzten Kriegsjahr herunterging.

Die hohe Zahl von Typhusopfern während der ersten Kriegsmomente gaben in der deutschen und der französischen Armee den Anstoss dazu, neue wirksamere Kampfmittel gegen diese Seuchen einzusetzen. Die Typhusimpfung war aus der Friedenszeit bereits bekannt, allerdings noch nicht an ganz grossen Menschenzahlen in ihrem Wert gesichert. Als Impfstoff wurden Aufschwemmungen von gezüchteten Typhusbazillen verwendet, die durch einständige Erwärmung auf 53—55° abgetötet und mit 0,5 % Phenol versetzt wurden.

Wenn die Wirkung der Typhusimpfung auch nicht so durchschlagenden Erfolg zeigte wie die Pockenimpfung, so war sie doch im Kampf gegen die Seuche ein unschätzbares Hilfsmittel. Die Amerikaner, durch die französische Katastrophe gewitzigt, sind auf dem westlichen Kriegsschauplatz gegen Typhus geimpft angetreten. Trotz höchst ungünstiger sanitärer Verhältnisse sind von ihnen 2'000'000 in Europa kämpfenden Soldaten nur 488 Typhusfälle mit 88 Toten aufgetreten.

Wie so oft im menschlichen Leben und beim ärztlichen Handeln ganz besonders, so war es im Kampf gegen die Seuchen auch im Krieg: wenn eine Gefahr glücklich gebannt erschien, so stand die nächste nicht minder drohend bereits vor der Tür. Als nach vielmonatigem Kampf die Typhuszahlen endlich kleiner wurden, setzten neue Seuchen ein: an der Westfront vor allem der *Paratyphus* und die *Ruhr*, zwei Krankheiten, die wie der Typhus, zu einer heftigen Entzündung des Darmes mit quälenden Durchfällen führen. Auch hier hat man versucht, aus gezüchteten Erregern wirksame Impfstoffe herzustellen, leider aber nicht mit genügendem Erfolg, besonders nicht auf deutscher Seite, befriedigender in der französischen Armee.

Die *Cholera* hat an der Westfront so gut wie keine Rolle gespielt, dafür im Osten schwer gewütet.

Wie kein zweites Land ist im Weltkrieg ein Kleinstaat vor allem durch die Cholera verheerend geschädigt worden, ein Kleinstaat, der wenigstens punkto Einwohnerzahl mit unserem Heimatland verglichen werden kann. Es ist Serbien, das damals drei Millionen Einwohner zählte. Schon in den Balkankriegen 1912—1913 hatte es durch Epidemien 65'000—70'000 Menschen verloren, im Weltkrieg wurde es aufs neue von den Kriegsseuchen schwer getroffen. Diese Seuchen-

verluste waren es, die das Land die militärisch erkämpften Erfolge nicht ausnützen liessen. Bis zum Spätherbst 1915 waren über 300'000 Menschen, also mehr als zehn Prozent der Bevölkerung, den Anstekungen zum Opfer gefallen. Wie es mit dem ärztlichen Dienst bei der Feldarmee und in der Heimat aussah, kann man sich denken, wenn man weiss, dass Serbien damals nur 310 Aerzte besass, die fast ausnahmslos in den Dienst der Armee gestellt waren. Die Schweiz besitzt heute weit mehr als die zehnfache Zahl gut ausgebildeter Aerzte. (Nach «Aerzte und ihre Helfer im Weltkrieg», Seite 24.)

Für die Kriegsflüchtlinge

m. Dem Schweiz. Roten Kreuz ist für die Kriegsflüchtlinge bereits ein namhafter Betrag aus der kürzlich eröffneten Sammlung zugegangen. Fr. 100'000 sind vom Bund gestiftet worden; auf Fr. 100'000 lautet ein von privater Seite eingegangener Check und Fr. 225'000 sind auf Postcheck III 4200, Schweiz. Rotes Kreuz, Bern, auf Konto «Kriegsflüchtlinge» einbezahlt worden. Das Ergebnis ist erfreulich und spricht von der Ueberzeugung in unserem Volke, dass geholfen werden muss.

Ein Tag in der Internationalen Rotkreuz-Zentrale in Genf

Auf meinem Tisch liegt ein Stoss von 50 Briefen. Sie kommen aus einem der Landesteile, über die eine mächtige Kriegswelle gegangen war. Der Kampf ist vorbei, und die ursprünglichen Bewohner dieses Gebietes kehren langsam aus ihren Zufluchtstätten zurück. Vieles hat sich verändert, und sie beginnen mit dem, was ihnen übrig geblieben, ein neues Leben. Langsam fassen sich die Geretteten. Woche um Woche vergeht, — und sie warten. Der und jener bleibt fern — er schreibt nicht. Schliesslich wird den Wartenden bange. Sie suchen. Oftmals umsonst.

Dann greifen sie zur Feder. Und weil niemand sonst zu wissen scheint, was aus den Vermissten geworden sein mag, schreiben diese Heimgekehrten einen Brief nach Genf.

Die Briefumschläge tragen oft die verschiedenartigsten Aufschriften. Die Schreiber kennen die Institution in Genf nicht genau. Sie wissen nur etwas von Rotem Kreuz mit Kriegsgefangenenhilfe und Vermisstensuche. Aber alle diese Briefe erreichen schliesslich ihr Ziel im Palais du Conseil Général. Denn das Internationale Komitee vom Roten Kreuz in Genf mit seiner Zentralagentur für Kriegsgefangene besitzt Weltruf.

Die Briefe selbst sind meistens kurz gehalten, sachlich und ohne jede Ausschmückung. Sie schildern in lapidaren Sätzen die genaueren Umstände der Trennung, Geburtsdatum und Geburtsort des Vermissten, enthalten einige andere sachdienliche Mitteilungen und schliesslich ein Wort über den vermutlichen Aufenthalt des Gesuchten. Wir wollen hier auf konkrete Beispiele verzichten; denn so sachlich die Tatbestände auch sind, sie sind vertraulich gemeint. Sie sind aus schicksalsschwersten Erlebnissen niedergeschrieben und sollen darum auch nicht als Beispiele für einen Aufsatz dienen.

Ehe ich am Morgen über die Schwelle in diese Räume schreite, lege ich alle politischen Erwägungen von mir weg. Ich lasse sie vor der Türe. Diese Räume sollen kein Kampfplatz für Meinungen sein. Es soll hier kein Stellungskrieg von Standpunkten aus geführt werden. Alle, die hier arbeiten, bemühen sich, ehe sie das Haus betreten, die Sympathien und Antipathien auf sich beruhen zu lassen, damit das Herz frei sei für die Hilfe. Denn vor dem Forum der menschlichen Stimme hat alles zu schweigen, was sonst den kombinierenden Ver-

stand bewegt. In diesem Raum gehören Herz und Kopf und Hände der Arbeit für den Wehrlosen.

Und nun zurück zu den Briefen; denn hinter ihnen steht der Wartende. Ich lese die Zeilen einmal, zweimal, dreimal und so lange, bis die Umstände, die für die Nachforschung wichtig sein könnten, lebendig vor mir er stehen. Genügen die Angaben? Wenn sie nicht genügen, dann erbitte ich nähere Auskunft. Inzwischen aber beginne ich, ohne dem Anfrager vorzeitig ungewisse Hoffnungen zu machen, dennoch sofort auf irgendeinem Wege die Nachforschung.

Die Zentralagentur besitzt bereits an die 60 Kartotheken mit Namen, die ihr bis jetzt von irgendeiner Seite her genannt worden sind. Die Namen sind genau und sauber nach Ländern und Völkern geordnet. Dabei ist es wichtig, ob der im Brief Gesuchte ein Einheimischer oder ein Ausländer war, ob es ein Kind oder Erwachsener ist, ein Gesunder oder ein Kranker, ob er ein Mann ist. Denn dieser könnte als werdender oder gewesener Soldat, als Staatsbeamter vielleicht Zivilgefangener sein. Die Nachforschung für Militärpersonen und für Zivile ist mancherorts sehr verschieden.

Bin ich mir über diese Einzelheiten im klaren, sind die entsprechenden Notizen auf dem Brief gemacht, dann geht er an den nächsten freiwilligen Mitarbeiter, der nun seinerseits den Gesuchten in die Kartothek einreicht, dem Anfrager den Empfang des Briefes bestätigt und die ersten Schritte unternimmt.

So geht ein jeder Brief durch mehrere Hände, bis schliesslich der letzte Helfer in der Reihe zuverlässig prüft, ob auch wirklich alle Möglichkeiten beachtet worden sind. Der Brief erhält eine schützende Hülle, wird ins vorgesehene Fach gelegt — und auch ich muss mich nun gedulden — stets wachsam, ob nicht ein Zufall eine Meldung bringt.

Um mich her ist ein wildes Gesumme von Stimmen, ein vielfältiges Schreien von eilenden Menschen und das Geklapper vieler Schreibmaschinen. Aber dies alles stört mich nicht. Mir ist zu Mute, als sitze ich an einem Strom, dessen fließende Wasser ununterbrochen brausen. Mir ist zu Mute, als rausche neben mir der stete Fluss des Lebens, der uns alle, auch die Anfrager und die Gesuchten, trägt. Das unsichtbare Strömen, das durch diese Räume geht, ist ein Strom des Vertrauens in die Tragkraft des Lebens.

Tag für Tag vergeht auf diese Weise, seit Wochen, seit Monaten. Vom Morgen bis zum Abend gehen an die 40 Briefe durch meine Hand, an die 40 Geschiede durch meinen Sinn. Neue Briefe kommen. Wenn ich abends den Platz verlasse, liegen mitunter noch 40 Briefe auf meinem Tisch, die mich am nächsten Morgen erwarten werden. ---

Train sanitaire de soldats français

17 juin/18 juin 1940.

Depuis quelques jours, à l'E. S. M. où je suis mobilisée, on envisageait la mise en marche d'un train sanitaire et tout était prêt pour cette éventualité.

Tout à coup, lundi matin 17 juin, en fin de matinée, on nous avertit de nous préparer à partir, une demi-heure plus tard. En hâte, mais avec calme, chacune rassemble ce qui lui sera nécessaire pour ce voyage dont on ne connaît ni la durée, ni la destination. On avale une soupe et notre petite troupe est prête pour le départ. 20 infirmières, 20 samaritaines, une vingtaine de R. K. K., deux capitaines, un premier-lieutenant, voilà l'effectif qui fonctionnera dans ce premier train sanitaire, composé de 13 wagons, équipés pour recevoir des grands blessés.

Nous partons à 1 h. 20, passons par Lausanne—Neuchâtel—Bienne et, à ce moment-là seulement, apprenons que nous sommes dirigés sur Porrentruy. Tout au long du parcours Bienne—Porrentruy, nos soldats postés en sentinelles ou par petits groupes, nous saluent joyeusement. Nous croisons aussi un train de soldats français et nous échangeons quelques mots à la hâte. Il pleut, le brouillard plane; ce coin de pays prend un air sauvage. A Porrentruy, où nous arrivons à 18 h., la gare est pleine de réfugiés civils, venus jusqu'ici par tous les moyens, à pied, à vélo, certains ayant fait une partie du parcours en train, harcelés par l'approche de l'ennemi; une partie d'entre eux sont hospitalisés en ville, chez l'habitant et dans tous les locaux disponibles, d'autres repartiront bientôt pour une autre destination. Les bagages les plus hétéroclites s'entassent sur le quai: des «poussettes» pleines à craquer, des vélos surchargés, une trottinette transformée en déménageuse ... Eux, les malheureux réfugiés, sont là, mornes, résignés; on les sent, prêts à se laisser guider, pourvu qu'ils trouvent enfin un peu de calme. Ce petit blondin qui cherche du regard sa maman est adorable, il ne se trouble pas mais attend tranquillement sa mère qui ne tardera pas à le rejoindre; et plus loin, ce couple de vieillards si propres, si soignés, si dignes dans leur malheur, se serrent l'un contre l'autre; et cette toute jeune fille qui prend soin de sa sœur, tous nous émeuvent ...

Les samaritaines de Porrentruy sont à la brèche nuit et jour, heureuses de se mettre au service d'une si belle cause. Une éclairceuse

An Samaritervereine

liefern wir vorteilhaft alles Ausrüstungsmaterial: **Verbandstoffe, Scheren, Pinzetten, vollständige Verbandkästen und Verbandschalen, Schienen, Tragbahnen usw.**

Mit Offerten und fachmännischer Beratung stehen wir gerne zu Ihren Diensten

A. SCHUBIGER & Co. AG., LUZERN

Telephon 2.16.04

Gegründet 1873

Kapellplatz